

«Entscheidend ist nicht das Material, sondern das Verhalten der Lehrpersonen»

Spielzeugfreie Kindergärten Stühle und Tische statt Puppen und Autos: Das wird zurzeit von einigen Kantonen getestet. Es könnte dazu beitragen, späterem Suchtverhalten vorzubeugen, sagt Entwicklungspädiater Oskar Jenni.

Nina Fargahi

Keine Bauklötze, keine Puppen, keine Autos. Zehn Wochen lang verschwinden in einigen Zürcher Kindergärten die Spielsachen. Auch in den Kantonen Aargau und Solothurn werden spielzeugfreie Kindergärten getestet. Ist das ein radikaler Befreiungsschlag oder ein pädagogisches Experiment mit ungewissem Ausgang? Und was hat das mit späterem Suchtverhalten zu tun? Oskar Jenni, Entwicklungspädiater am Universitäts-Kinderspital Zürich, ordnet ein – und widerspricht einer verbreiteten Annahme.

Herr Jenni, zehn Wochen lang gibt es in manchen Kindergärten keine fertigen Spielsachen. Stattdessen spielen die Kinder mit Kisten, Tüchern, Stühlen oder Brettern. Wie radikal ist dieses Projekt?
Radikal wäre ein Kindergarten ohne Spiel. Nicht weil dann Spielsachen fehlten, sondern weil den Kindern der Spielraum entzogen würde. Wenn das Projekt daran erinnert, wie zentral das freie Spiel für die Entwicklung ist, dann unterstütze ich es ausdrücklich. Auch wenn es nur wenig Evidenz bezüglich der Wirksamkeit eines spielzeugfreien Kindergartens gibt.

Das Projekt bringt also nichts?
In einer Untersuchung der Pädagogischen Hochschule Thurgau zeigten sich bei einzelnen Kindern mit Schwierigkeiten in der Emotionsregulation gewisse Entwicklungsfortschritte im Zusammenhang mit dem spielzeugfreien Kindergarten. Gleichzeitig gab es in dieser Studie auch Kinder, die nicht profitierten. Das Verhalten der Kinder wurde jedoch nicht mit objektiven Tests gemessen, sondern beruhte auf Einschätzungen der Lehrpersonen. Zudem gab es keine Vergleichsgruppe, und auch die Eltern wurden nicht befragt. Die Ergebnisse sind deshalb mit Vorsicht zu interpretieren.

Was ist denn aus Ihrer Sicht an einem spielzeugfreien Kindergarten vorteilhaft?
Ich habe den Eindruck, dass Kindergärten immer schulischer werden. Aber eine solche Förderlogik ist problematisch. Besonders wenn das Spiel als Mittel zum Zweck des Lernens instrumentalisiert wird. Das Projekt setzt hier ein wichtiges Zeichen. Freies Spiel ist kein Programm für das Lernen, sondern es ist ein eigenständiger Entwicklungsraum der Kinder. Das Projekt signalisiert, dass im Kindergarten Eigenaktivität, Kreativität und Spontaneität Vorrang haben müssen und nicht das Sitzen am Tisch mit Lernheften. Gerade weil der Kindergarten heute formell Teil der Schule ist, braucht es ein bewusstes Gegengewicht.

Tische und Stühle eignen sich also besser zum Spielen als Lernhefte?
Entscheidend ist nicht das Material, sondern die Haltung der Lehrpersonen. Diese nehmen im freien Spiel am besten eine zu-



«Spielsachen sollten möglichst einfach sein und nicht alles vorgeben», sagt Oskar Jenni, Leitender Arzt der Entwicklungspädiatrie am Uni-Kinderspital Zürich. Foto: Samuel Schalch

rückhaltende Rolle ein. Sie beobachten. Sie helfen vielleicht bei der Materialsuche. Sie regulieren bei Bedarf Emotionen. Sie unterstützen bei Konflikten oder Frustrationen. Sie greifen jedoch nicht steuernd, instruierend oder leitend in das Spiel ein.

Sind diese Erkenntnisse in der Forschung belegt?
Eine Untersuchung des Marie-Meierhofer-Instituts für das Kind und der PH Zürich zeigt, dass eine aufmerksame Präsenz der Lehrpersonen die Qualität des Spiels fördert. Die Studie fand auch, dass zu viel Lernorientierung die Spielqualität reduziert.

Ist es nicht brutal, wenn die Kinder von heute auf morgen ihre Spielsachen verlieren? Eine Mutter sagte, sie wolle deswegen ihren Sohn in eine private Schule schicken.
Den Kindern werden ja keine einzelnen Spielsachen weggenommen. Vielmehr handelt es sich um ein gemeinsames Projekt der ganzen Klasse, das in einem pädagogisch begleiteten Rahmen stattfindet. Gemeinschaft ist ein zentrales Bedürfnis von Kindern. Wenn sie etwas zusammen erleben, dann entsteht ein starkes Wir-Gefühl.

Kinder sind unterschiedlich, kann es sein, dass die einen mehr Spielzeuge brauchen als die anderen?
Es braucht dann vielleicht nicht unbedingt mehr Spielzeuge, aber eine unterschiedliche Spielbe-

«Es gibt kein Spielkonzept, das für alle Kinder gleich gut passt.»

gleitung. Kinder, die nur schwer ins Spiel finden oder die eine Entwicklungsstörung haben, benötigen oft mehr Anleitung von den Lehrpersonen oder gar eine heilpädagogische Unterstützung. Für sie kann ein stark offenes Setting überfordernd sein. Es gibt also kein Spielkonzept, das für alle Kinder gleich gut passt.

Hat Spielen einen Einfluss auf die Entwicklung?
Natürlich. Das Spielen ist für die Entwicklung von Kindern von zentraler Bedeutung. Vieles spricht dafür, dass es biologisch verankert ist. Kinder holen Spielen nach, wenn es ihnen über längere Zeit nicht möglich war, und das oft mit besonderer Intensität. In diesem Sinn ähnelt Spielen grundlegenden körperlichen Bedürfnissen wie Schlaf oder Hunger. Spielen scheint ein elementares Regulations- und Entwicklungsbedürfnis der Kinder zu sein.

Welche Rolle spielen dabei die Spielsachen selbst?
Kinder spielen oft mit dem, was gerade da ist. So beziehen sie Alltagsgegenstände in ihr Spiel ein, sie zweckentfremden sie und verwandeln sie symbolisch. Stühle werden zu einem Bus oder eine Kiste zu einem Schiff. In die-

sem symbolischen Spiel erproben sie den Alltag, experimentieren mit Rollen und sozialen Situationen.

Gibt es gute und schlechte Spielsachen?
Oft steht hinter dieser Frage die Sorge, dass blinkende, vollautomatisierte Spielzeuge weniger Raum für eigenes Denken lassen als einfache Materialien wie Tücher oder Kisten. Dieser Gedanke ist nicht ganz falsch. Offene Materialien fördern mehr die Eigenaktivität und die Fantasie der Kinder. Zudem sind sie kostengünstig und in den meisten Familien bereits vorhanden. Entscheidend ist weniger das Spielzeug selbst, sondern der Spielraum und die Autonomie, die man dem Kind lässt.

Worauf ist zu achten, wenn man Kindern Spielzeuge kauft oder bereitstellt?
Spielsachen sollten möglichst einfach sein und nicht alles vorgeben. Dadurch bleibt dem Kind Raum für eigene Ideen. Auch die Menge spielt eine Rolle: Zu viele Spielsachen können Kinder überfordern. Dann ist es sinnvoll, das Angebot bewusst zu reduzieren oder einzelne Spielzeuge vorübergehend beiseitezulegen.

Spielt es eine Rolle, ob das Spielzeug aus Plastik oder Holz besteht?
Holz wird zwar häufig als natürlicher oder pädagogisch wertvoller wahrgenommen, ist jedoch in der Regel deutlich teurer. Das können sich nicht alle Familien

leisten. Manchmal ist ein schlichtes Plastikgefäß genauso wertvoll wie ein Holzbaustein, wenn es Kinder zum Machen und Ausprobieren anregt.

Können Kinder süchtig werden nach Spielsachen? Das Zürcher Projekt wurde schliesslich von der Suchtpräventionsstelle angestossen.
Nein. Eine Abhängigkeit wie etwa bei Alkohol, Glücksspiel oder digitalen Games setzt klare Kriterien voraus: Kontrollverlust, Entzugssymptome und eine deutliche Beeinträchtigung im Alltag. Das ist bei Spielzeug nicht der Fall. Was man bei Kindern aber beobachten kann, sind Phasen intensiven Spielens, starkes Wiederholungsverhalten oder die Nutzung bestimmter Gegenstände zur Beruhigung. Das hat jedoch nichts mit Sucht zu tun, sondern mit dem biologisch verankerten Spieldrang. Die Kinder werden also vom Spielen angezogen, nicht vom Spielzeug.

Kann ein spielzeugfreier Kindergarten dazu beitragen, das Risiko für ein späteres Suchtverhalten zu reduzieren?
Wenn ein spielzeugfreier Kindergarten tatsächlich die Emotionsregulation stärkt, könnten Kinder Kompetenzen erwerben, die langfristig auch für die Suchtprävention relevant sind. Das ist nicht völlig abwegig, bisher aber nicht wissenschaftlich belegt.

Wie entwickelt sich denn die Emotionsregulation?

Zusammen mit uns Erwachsenen. Kleine Kinder können ihre Gefühle noch nicht selbst erkennen und steuern. Deshalb sind sie auf unsere Unterstützung angewiesen. Wir helfen, indem wir Emotionen benennen und sie mit dem Kind aushalten. Sätze wie «Ich sehe, du bist traurig» vermitteln: Gefühle dürfen sein. So lernen die Kinder, dass Emotionen kommen und wieder gehen und dass sie damit umgehen können.

Je besser Emotionsregulation im Kindesalter entwickelt wird, desto eher sinkt das Risiko von späterem Suchtverhalten?
Die Emotionsregulation ist eine zentrale Entwicklungsaufgabe. Wird sie in der Kindheit nicht genügend ausgebildet, kann es später im Erwachsenenalter schwerer fallen, mit Stress oder starken Gefühlen umzugehen. Manche Menschen greifen dann eher zu kurzfristigen Bewältigungsstrategien, etwa zu einem Gin Tonic oder einem Glas Wein nach einem belastenden Arbeitstag, um sich zu beruhigen.

Ist es möglich, das später nachzuholen, wenn es in der Kindheit nicht ausreichend gelernt wurde?
Ja, durchaus. Aber das ist dann meist mit Aufwand verbunden, etwa mit einer psychologischen Begleitung. Am besten lernen Kinder und Jugendliche diese Kompetenzen früh im Leben. Ein spielzeugfreier Kindergarten kann dazu vielleicht einen Beitrag leisten.